

SPD

Das neue Leben des Franz Müntefering

Er galt als der große Einsame der Politik. Nun spricht der ehemalige SPD-Chef darüber, warum er nicht allein sein will – und was er von seiner 40 Jahre jüngeren Frau Michelle lernen kann.

von Peter Dausend | 30. Dezember 2010 - 07:00 Uhr

© Ralph Orlowski/ Getty Images



Franz Müntefering mit seiner heutigen Frau Michelle

Es ist einer der wenigen Tage, an denen Franz Müntefering, der große Schweiger in privaten Angelegenheiten, die Tür zu seinem Seelenleben einen Spaltbreit öffnet. Er sperrt den Wagen auf, zieht die weiße Windjacke aus, wirft sie über den Fahrersitz auf die Rückbank und sagt beim Einsteigen mit einem Lächeln: »Autofahren musste ich erst wieder lernen.«

Der Audi A3, er gehört seiner Frau, steht am Hauptbahnhof in Bochum. Müntefering, schwarze Sportschuhe, Jeans, dunkelblauer Pullover, reißt den Wagen ins Innenstadtgewusel ein. 18 Jahre lang hatte er hinter keinem Lenkrad gesessen. Als er das erste Mal wieder selbst einen Wagen startete, betrachtete er verblüfft die kleine Skizze auf dem Schaltknüppel und sagte zu seiner Frau Michelle, die auf dem Beifahrersitz saß: »Sechs Gänge? Zu meiner Zeit kam man doch mit vier aus.«

70 Jahre ist Müntefering alt, seit 56 Jahren berufstätig, seit 44 Jahren Mitglied der SPD. Vor gut einem Jahr, am 13. November 2009, hat er den Vorsitz seiner Partei an Sigmar Gabriel weitergegeben, nicht ganz freiwillig. Es war ein Abschied. Und es war ein Anfang.

In einem Alter, in dem viele wehmütig zurückschauen, führt Müntefering ein Leben voller Anfänge. An Orten, die neu für ihn sind. Mit einer Ehefrau, die 40 Jahre jünger ist. Konfrontiert mit Lebenswirklichkeiten, die ihm fern waren. Es ist ein Leben jenseits des Mythos. Und ein Leben, in dem die Politik und ihre Debatten auf anderer Ebene den Alltag prägen, jenseits der Macht und ihrer Chauffeure.

Richtung Bochum-Nord. Müntefering fährt Auto, wie er geht, an der Schwelle zum Rasen. Niedrige, verwohnte Häuserblocks, »vor Arbeit ganz grau«, sang einst Herbert Grönemeyer. Ohne dass Bochum je zu Ende war, steuert der Audi nun durch Herne. Herne ist die Stadt von Michelle Müntefering. Hier ist sie aufgewachsen, hier war sie Juso-Vize, hier sitzt sie für die SPD im Stadtrat. Herne ist Franz Münteferings neue Heimat.

Er wollte im Sauerland Urlaub machen, seine Frau in New York

Müntefering hat sich Herne in Zahlen angeeignet, beim Gang durch die Innenstadt spult er sie ab. Neun Autobahnanschlüsse, 165.000 Einwohner, die dritthöchste Besiedlungsdichte aller deutschen Großstädte. 1140 Herner wurden 2009 ein Jahr alt, 1420 aber 81 Jahre. Müntefering, habitueller Kopfmensch und ausgezeichnete Kopfrechner, hat ein Faible für Zahlen. Die neue Heimat als Erstes in Zahlen zu fassen ist sein Versuch, das Ungewohnte zu sortieren, es fassbar zu machen, Struktur reinzubringen.

Auf der Fahrt hierher hat Müntefering einen Umweg durch ein hübsches kleines Villenviertel eingelegt und auf ein Haus mit Türmchen gezeigt. Hier haben die Münteferings eine Maisonettewohnung gemietet. Der ausgestreckte Finger auf das Türmchen-Haus ist alles, was Müntefering an Homestory zulässt.

Über seine Frau hat er viele neue Leute kennengelernt, auch abseits der Politik, jüngere, er ist eingetaucht in einen Bekanntenkreis, in ein soziales Leben jenseits der Partei. »Das hatte ich jahrelang nicht«, sagt er.

Müntefering weiß, dass viele tuscheln über seine Ehe mit Michelle, über seine Liebe zu einer 40 Jahre Jüngerin. Auch wenn »mir gegenüber das nie jemand offen anspricht«.

Müntefering gilt als der große Einsame der deutschen Politik, der Unnahbare, eine Sphinx selbst für seine engsten Mitarbeiter. 30 Bücher und einen Baum, mehr brauche er wohl nicht, hat einmal ein langjähriger Weggefährte gemutmaßt. Das ist der Mythos, der ihn umgibt. Legendär ist ein Interview, in dem er angab, er habe nur einen Freund gehabt – »aber der ist mit 32 tödlich verunglückt«. Sein Dasein goss er in einen großen Satz voll sauerländischer Melancholie: »Ich war meistens ein Alleiner.«

Langes Schweigen, Rauchkringel, das dezente Abdrehen, wenn ihn jemand, und sei es Kanzler Schröder, umarmen wollte – an demonstrativer Distanz gab es bei Müntefering nie Mangel. Typisch sein Lieblingsaphorismus, von dem Polen Stanisław Jerzy Lec: »Ein genialer Gedanke braucht keine Worte.«

Den Alleiner muss man im Hinterkopf haben, wenn man herausfinden will, ob Müntefering sich in den vergangenen Monaten verändert hat.

Das *Caféhaus* in einer Seitenstraße der Herner Fußgängerzone. Müntefering hat sich Kakao und Käsekuchen bestellt, seinen Pullover ausgezogen und sitzt nun im schwarzen T-Shirt da. Er wirkt noch drahtiger, noch schmäler als vor einem Jahr, die Essenz seiner selbst.

Was hat sich geändert seit dem Rückzug vom SPD-Vorsitz ?

»Ich habe 50 Prozent Freizeit, lese mehr, werkele auch in der Wohnung rum, gehe spazieren, schlafe schon mal eine Stunde länger.«

Und was fehlt?

»Der permanente Infolfluss. Das Gefühl, wie eine Spinne im Netz zu sitzen, nach allen Seiten verknüpft, die Lage zu analysieren, Strategien zu entwickeln, Entscheidungen zu treffen. Das war Pflicht. Pflicht fehlt mir ein wenig. Pflicht ist positiv.«

Und die Kür? Sie haben jetzt Zeit zu reisen?

»Ich will bei mir sein, muss nirgendwohin. Es gibt Tiefwurzler, und es gibt Breitwurzler. Ich bin Tiefwurzler.«

Müntefering hält kurz inne, lächelt.

»Im letzten Urlaub wollte meine Frau nach New York, ich ins Sauerland. Gelandet sind wir dann am Comer See. Ein guter Kompromiss.«

Treffen da nicht verschiedene Welten aufeinander?

»Wenn ein 70-Jähriger und eine 30-Jährige zusammenkommen, kann das nur funktionieren, wenn der 70-Jährige nicht 30 sein will – und die 30-Jährige 30 ist und nicht 70 sein muss. Da geht jeder auch seine eigenen Wege. Ich weiß zwar jetzt, wer Michael Jackson war, hör ihn mir aber trotzdem nicht an.«

Was aber verändert sich? Was aus der Lebenswelt einer 30-Jährigen dringt ein in das Leben eines 70-Jährigen und beeinflusst es? Müntefering fällt als Erstes das Internet ein, der selbstverständliche Umgang seiner Frau mit den modernen Medien, die E-Mails, das alltägliche Twittern und Googeln, er sehe, wie es ihren Alltag präge. Aber: »Ich mach das ja nicht, und ich mag das ja nicht.«

Über seine Frau und ihre Freunde, so sagt Müntefering, sieht er die Probleme dieser Generation klarer. Der schwierige Berufseinstieg trotz bester Ausbildung, der längst nicht mehr garantierte soziale Aufstieg. Er erzählt von den Diskussionen zu Hause, davon, wie Michelle und er füreinander Zeitungsartikel rausreißen und zurechtlegen, wie sie sich in ihrer politischen Arbeit gegenseitig unterstützen.

Mag die sozialdemokratische Idee auch schwach geworden sein, im Hause Müntefering trägt sie entscheidend dazu bei, 40 Jahre Altersunterschied aufzuheben. Und die eigenen Wege? Wenn Michelle ins Kino geht, nimmt sie gewöhnlich nicht ihren Mann mit, sondern dessen Tochter.

Dem Neuen ging ein Abschied voraus. Müntefering erzählt nun von der Zeit, als schon einmal das Private für ihn bestimmend geworden war, wichtiger als alle Politik. Er erzählt vom Krebstod seiner zweiten Ehefrau Ankepetra vor zweieinhalb Jahren. Wie schwer es ihm fiel, aus dem gemeinsamen Haus in Bonn auszuziehen. Wie dunkel die Zeit war nach ihrem Tod, wie leer. Mitten im Satz hält er inne. Er schaut jetzt nicht mehr an die Decke oder auf den Boden, ganz so, als suchte er nach einem Versteck für seine Gefühle. Er schaut einen direkt an:

»Ich wollte nie allein sein. Alleinsein ist kein Ideal.«

Der Alleiner wollte nie allein sein.

War der große Einsame nur eine Erfindung? Der Unnahbare eine PR-Strategie? Nein, der Alleiner, so legen Münteferings Erklärungen nahe, war zunächst ein innerer Zustand und wurde dann immer mehr zur Panzerung im Politikbetrieb. Für das Nicht-allein-sein-Wollen nach dem Tod seiner zweiten Frau hat Müntefering einen Preis bezahlt. Die öffentliche Anerkennung, ja Bewunderung, die er erfuhr, als er sich als Vizekanzler zurückzog, um die Krebskranke zu pflegen, schlug um in Verwunderung, Getuschel, Ablehnung, als später die 40 Jahre Jüngere auftauchte. Sein Status als Halbheiliger zerbrach.

Das machte es ihm wiederum einfacher, Eingefahrenes zu verändern, Selbstbilder und Selbstinszenierungen zu hinterfragen. »Natürlich habe ich auch das, was andere leichter als ich Freunde nennen« – auch in solchen Sätzen vollzieht sich der Abschied vom einst sorgsam bedienten Mythos. Müntefering lässt den Unnahbarkeitskult hinter sich, die Panzerung fällt ab.

Berlin-Kreuzberg, der zweite Ort des neuen Lebens. Dort, im Graefe-Kiez mit seinen Cafés, Döner- und Falafelbuden, den vielen Kindern, wohnen Franz und Michelle Müntefering während der Sitzungswochen. Vom Edel-Plattenbau in Berlin-Mitte ist er in den Neubürgerlich-grünen Teil Kreuzbergs umgezogen. »Multikulti ist tot«, sagt die Kanzlerin. Für ihren einstigen Stellvertreter hat es gerade erst angefangen.

Trat er in Mitte vor die Tür, stand er auf halber Strecke zwischen Willy-Brandt-Haus und Reichstag, mitten unter der politisch-medialen Käseglocke. In Kreuzberg steht er mitten im Leben. So beschreibt Müntefering sein neues Stück Berlin.

Sein neues Berlin ist bunt. »Und auch noch preisgünstig«

In dem Haus, in dem er wohnt, werden fünf verschiedene Sprachen gesprochen. Er kann in Pantoffeln vor die Tür gehen, fünf Minuten später zurückkommen und hat in drei Läden

alles eingekauft, was er für die nächsten Tage braucht. Im Café Rizz, ein paar Meter weiter, wo er nun sitzt, gibt es Maultaschen und Tannenzäpfle-Bier, ein Treff der Weltstadt-Schwaben. Im Sommer lebt Franz Müntefering jetzt draußen, wie alle hier. All das ist neu – und all das gefällt ihm. »Und preisgünstig ist es auch noch.«

Müntefering ist und bleibt Politiker, aber er hat jetzt eine andere Sicht auf die Welt als früher. »Ich will zeigen, dass man mit Bedeutungsverlust umgehen kann«, sagt er, »dass man es auch hinbekommt, sich ganz normal wieder einzureihen.« Ungeschminkte Realitätserkenntnis spricht aus diesem Satz. Und der Wunsch, ein Vorbild zu sein, den Abschied aus der Politik besser hinzubekommen als andere.

Deshalb stellte sich Müntefering im NRW-Landeswahlkampf in Fußgängerzonen und verteilte Rosen. Deshalb hält er bis heute in Ortsvereinen Vorträge über die alternde Gesellschaft. Und deshalb macht er als Hinterbänkler im Bundestag weiter. Das, so sieht er es, ist er seiner Partei schuldig.

Der nüchterne Blick auf seine Rolle ist aber nur die eine Seite im neuen politischen Leben des Franz Müntefering. Die andere ist, dass er recht behalten will.

Das Büro des Bundestagsabgeordneten Müntefering, Berlin-Mitte, der dritte Ort seines neuen Lebens. Bilder von Willy Brandt, Helmut Schmidt und Charlie Chaplin an der Wand. Im Fernseher eine Parlamentsdebatte ohne Ton. Davor redet Müntefering über das Trauma des Wahldebakels von 2009 : »Ich bin nicht der persönliche Verlierer. Einen Hauptschuldigen zu suchen führt ohnehin in die Irre.«

Schon wenige Tage nach dem Absturz seiner Partei auf 23 Prozent bei der vergangenen Bundestagswahl wies Müntefering jede Frage nach seinen Fehlern, den Versäumnissen des SPD-Chefs, eisern von sich. Ist er noch keinen Schritt weiter?

Unerbittlich, ganz mit der Strenge des alten Zuchtmeisters, predigt Müntefering auch heute, wie richtig es war, die Sozialreformen durchzusetzen, und wie wenig er für das Desaster verantwortlich sei: »Auch wenn es verwegen klingt: Wir haben aus der Situation das Beste gemacht. 23 Prozent waren nicht der Boden.« Nicht die Agenda 2010, nicht die Rente mit 67 seien vom Wähler abgestraft worden, sondern die Verzagtheit und der Kleinmut der Genossen. »Wenn man etwas mutig vertritt, reagieren die Menschen viel offener.«

Müntefering will recht behalten. Er will verhindern, dass vor allem sein Name mit dem Entstehen der Linkspartei verbunden sein wird, mit dem schlechtesten Ergebnis der SPD bei einer Bundestagswahl, womöglich gar ihrem Ende als Volkspartei. Und weil er recht behalten muss, will er sogar wieder offensiver für seine Sichtweise streiten: »Im neuen Jahr werde ich mich wieder stärker einbringen.«

Doch auf den Müntefering, der recht behalten will, wartet niemand in der SPD. Eher schon auf den, der die Realität kennt und annimmt. Der letzte Schröderianer, der Mann, der eisern blieb, als Gerhard Schröder selbst längst nachgab, hat ausgedient.

Nach knapp zwei Stunden in seinem Büro springt Müntefering plötzlich auf und entschuldigt sich. Schon im Mantel in der Tür, sagt er, er müsse jetzt schnell zum Berliner Dom, Michelle habe Karten für ein Konzert organisiert. Er wisse gar nicht genau, wer da spiele. »Meine Frau und ich sind zusammen 100 – das birgt so manche Überraschung in sich.«

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/01/Franz-Muntefering>